

EINÜBUNG UND WEISUNG

Begegnung mit dem Herrn

Meditation zum Ostertag

Nach diesen Worten wandte sie sich um und sah Jesus dastehen, ohne zu wissen, daß es Jesus sei. Jesus sprach zu ihr: „Frau, warum weinst du? Wen suchst du?“ In der Meinung, es sei der Gärtner, sagte sie zu ihm: „Herr, wenn du ihn fortgetragen hast, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, und ich will ihn holen!“ Jesus sprach zu ihr: „Maria!“ Da wandte sie sich um und sagte zu ihm auf hebräisch: „Rabbuni!“, das heißt: Meister! Jesus sprach zu ihr: „Rühr mich nicht an! Denn noch bin ich nicht aufgestiegen zum Vater.“

Joh 20, 14–17a

Zwiespältigkeit der Gotteserfahrung

Wie viele Szenen des Johannesevangeliums spricht auch diese Begegnung am Ostersonntag als konkretes, geschichtlich-greifbares Ereignis ganz persönlich an und vermittelt zugleich den Eindruck des Unfaßbar-Wunderbaren, des Ersehnten, aber Weitentferntliegenden, des ins Überpersönliche aufbrechenden Allgemeingültigen. Jesus, der liebende und leiderfahrene Mensch steht vor uns: aber er ist zugleich nicht mehr den Bedingungen unseres hiesigen Daseins unterworfen, sondern derjenige, der über dem Auf-und-Ab der Zeit immer schon in der Herrlichkeit Gottes zu Hause ist.

In unserer Szene wird man fast gewaltsam vor diese Dialektik von Nähe und Distanz gestellt. Man empfindet ganz unmittelbar Mitgefühl mit Maria aus Magdala, man versteht ihre Trauer, ihr Suchen und die in dem einen Ausruf verstummende Freude. Aber dann ist man irgendwie gestoßen von der wie Ablehnung klingenden Antwort des Herrn. (Man vgl. die Szene von Kana!)

Einiges Verständnis für diese „Begegnung“ wird man gewinnen, wenn man in der Heiligen Schrift zu den großen Theophanien des Alten Testaments zurückblättert: Wie ein Sehnsuchtstraum mutet die erste große Gottesbegegnung im Paradies an: Gott der Herr, „der in der Abendkühle sich erging“ (Gen 3, 8). Ein selbstverständliches Vertrautsein im Umgang mit Gott spricht aus diesem Vers. Aber der Mensch mußte sich vor Gott verstecken, Gott suchte ihn in seiner Sünde. Seitdem ist das Verhältnis zu Gott gebrochen. In der großen Abrahamsvision „war es wie ein rauchender Backofen und eine Feuerfackel, was zwischen jenen Fleischstücken hindurchfuhr. An jenem Tag schloß der Herr einen Bund mit Abram . . .“ (Gen 15, 17–18). Von den Männern, die den Untergang von Sodom und Gomorrha ankündigten, weiß man nicht recht, ob es drei Engel sind oder der

eine Gott, mit dem Abraham plötzlich allein zu sein scheint (Gen 18). Immer wieder wird von der Begegnung mit Gott in sehr konkret darstellenden und doch die ganze Unfaßbarkeit Gottes aufscheinen lassenden Worten gesprochen. (Vgl. Jakobs Kampf am Jabbok, Gen 32, 22–32; die Erscheinung Gottes bei der Tempelweihe, 3 Kg 8; die Berufungsvisionen der Propheten usw.) Das Volk sprach zu Moses: „Rede du mit uns, dann wollen wir zuhören; Gott aber möge nicht mit uns reden, sonst müssen wir sterben!“ (vgl. die Gottesvisionen im Richterbuch wie Ri 13, 22). Und Moses selbst vernahm Jahwes Stimme: „Mein Angesicht aber kann nicht geschaut werden!“ (Ex 33, 23).

Dieser Abstand von Gott wird zur Nähe in der Menschwerdung des Wortes. Und doch bleibt der Abstand in aller greifbaren Gegenwart Gottes bestehen. Schon wenn es zum Schluß der Kindheitsgeschichte bei Lukas (2, 50) heißt: „Sie verstanden aber das Wort nicht, das er zu ihnen gesagt hatte“, wird das Geheimnis des größeren und damit fremd scheinenden Gottes angedeutet: Gerade die Marienstellen im Evangelium sind gezeichnet vom Geheimnis des Sohnes, der seine Mutter von sich weist. Aber auch von den Aposteln wird gesagt: „denn bei der Brotspeisung war ihnen noch kein Verständnis gekommen, sondern ihr Herz war verhärtet“ (Mk 6, 52). Der Herr spricht sie an: „So seid auch ihr immer noch ohne Verständnis?“ (Mk 7, 18). „Begreift und versteht ihr denn immer noch nicht?“ (Mk 8, 17). Er muß den Petrus zurückweisen: „Hinweg von mir Satan!“ (Mk 8, 33); er schilt den Kleinglauben der Jünger; er spricht von seinem Schicksal in Jerusalem, „sie aber verstanden den Ausspruch nicht“ (Mk 9, 32). Die Katastrophe am Kreuz ist schließlich nur das unübersehbare Zeichen dafür, wie sehr der Herr auch seinen innigsten Freunden im letzten fremd geblieben ist.

Die gläubige und die ungläubige Torheit

Dies alles ist nicht nur historischer Bericht über längst Vergangenes, sondern die theologische Wahrheit von dem Menschen, der Gott begegnet und ihn doch nicht „trifft“. Der Herr ist Maria leibhaftig nahe; aber Maria von Magdalena erkennt ihn in ihrer ‚Torheit‘ nicht! Ähnlich war es schon vor dem Ereignis von Tod und Auferstehung. Bei der Fußwaschung sagt der Herr zu Petrus: „Was ich damit tue, verstehst du jetzt noch nicht...“ (Joh 13, 7), und die Jünger sprachen zueinander: „Wir verstehen seine Worte nicht“ (vgl. 11, 13).

Erst als der Herr Maria anspricht, öffnen sich ihre Augen (vgl. Lk 24, 30–31, die Emmausjünger) und sie erkennt ihn. Aber ihre ‚Torheit‘ ist noch immer nicht überwunden. Sie möchte ihren Meister festhalten, so daß der Herr abwehren muß. Man geht sicher nicht fehl, wenn man die Geschichte psychologisch, aber zugleich auch theologisch weiterdenkt: Jedesmal, wenn der Herr Maria wiederum erschienen wäre, hätte sie ihn nicht erkannt. Jedesmal hätte der Herr in seiner Anrede erst den erkennenden Glauben wecken müssen. Jedesmal hätte Maria ihn in überquellender Liebe umfassen wollen, und jedesmal hätte der Herr sich ihr entzogen: „Rühr mich nicht an!“. Es ist ein Glaubensgesetz, das zwischen Jesus und Maria obwaltet, und nicht nur eine spielerische Szene der Liebe.

Das erkennt man besonders deutlich, wenn man den dunklen Gegentypus versteht, den Johannes in der ungläubigen Torheit der Juden gezeichnet hat: Da

sagte Jesus: „Nur noch kurze Zeit bin ich bei euch, dann gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat . . .“. Da sprachen die Juden zueinander: „. . . Welchen Sinn hat dieses Wort, das er ausgesprochen hat: Ihr werdet mich suchen, aber nicht finden . . .?“ (Jo 7, 33–36). Oder ein anderes Mal: Da sprachen die Juden: „Will er sich etwa das Leben nehmen, weil er sagt: Wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen?“ (8, 21). Hier wie dort: Nichterkennen, Blindsein. Und doch: welch ein Gegensatz: Hier schließt sich das Herz ab in der eigenen Torheit und erhebt diese freventlich zur Weisheit: „damit sie immerfort sehen und doch nicht wahrnehmen, immerfort hören und doch kein Verständnis haben, auf daß sie sich nicht bekehren und ihnen nicht Vergebung zuteil werde“ (Mk 4, 12). Dort aber erkennt der Mensch seine Torheit und übergibt sich dem Herrn: Simon Petrus antwortete ihm: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens . . .“ (Joh 6, 68). Die Dunkelheit ist bei beiden Typen die gleiche: Gott ist größer als der Mensch, und in Jesus Christus, in dem er uns nahe gekommen ist, offenbart sich seine Größe mit solcher Gewalt, daß alle Vorstellung, die der Mensch sich von Gott gemacht hat, immer wieder zerschlagen wird; aber die einen geben sich dem Geheimnis Gottes hin, „denn es hat Gott gefallen, durch die Torheit der Predigt die zu retten, welche Glauben haben“ (1 Kor 2, 21). Von den andern heißt es: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es gibt keinen Gott . . .“ (Ps 14, 1). Beide stehen vor demselben Zeichen; den einen „ist es bestimmt zum Fallen, den andern zum Auferstehen“ (Lk 2, 34). „O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ (Röm 11, 33–34).

Der Glaube in der Zeit der Kirche

Aber noch ist das Paradox der fernen Gegenwart Gottes in der Begegnung mit den Menschen nicht zu Ende geführt: Der Herr weist Maria Magdalena weiter: „Denn noch bin ich nicht aufgestiegen zum Vater.“ Es ist der gleiche Hinweis, den er auch der ungläubigen Torheit der Juden gibt: „. . . dann gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat . . .“. Das Paradox der nahen Ferne ist auf die Spitze getrieben: „Rühr mich nicht an“, das heißt: Jetzt, in der körperlichen Nähe, bin ich dir fern, hast du keinen Zugang zu mir. „Denn noch bin ich nicht aufgestiegen zum Vater“, das heißt: Wenn ich dir aber körperlich völlig fern geworden bin und der Abstand ins Unermeßliche gewachsen ist, dann bin ich bei dir, dann darfst du mich anrühren.

Die gleiche Verheißung der innigsten Nähe für die Zeit, in der er hinweggenommen ist, gibt der Herr auch seinen Jüngern in der Abschiedsrede: „Ich will euch nicht verwaist zurücklassen: ich komme zu euch! Nur noch eine kurze Zeit, dann sieht mich die Welt nicht mehr: ihr aber seht mich, weil ich lebe, und auch ihr sollt leben“ (Joh 14, 18–19). „Der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch über alles belehren . . .“ (14, 25). „Es ist gut für euch, daß ich weggehe“ (16, 7); „Wie du Vater in mir bist und ich in dir bin, (so laß) auch sie in uns eins sein“ (17, 21).

Zu einem besseren Verständnis dieser Abschiedsworte Jesu, in denen vom Weggehen, damit eine innigere Nähe werde, gesprochen wird, und zu einer besseren Realisierung der Begegnung mit dem erhöhten Herrn im Alltag hilft vielleicht ein Vergleich mit der Begegnung von Mensch zu Mensch. Wir begegnen dem Nächsten, lernen ihn kennen und schätzen, kommen zu einer liebenden Vertrautheit und stellen fest, daß er uns im letzten doch fremd geblieben ist, daß eine letzte Mitte im andern ist, die wir erahnen, der wir vertrauen, die wir aber nicht ergreifen und uns zu eigen machen können. Ja man wird sagen müssen, daß dieser innere Abstand gar keinen Gegensatz zur Vertrautheit bildet, sondern selbst das Band ist, das zur Liebe bindet. Ist es nicht so, daß zu demjenigen, der uns durchschaut oder zu durchschauen glaubt, gar kein echtes, persönliches Vertrauen möglich ist. Die echte Liebe kreist um den andern immer wie um ein großes Geheimnis, das dem groben Zugriff des Verstehen- und „Anrühren“-wollens verborgen bleibt. Es ist nicht so, als ob in dem andern irgendwelche Bezirke versperrt wären, sondern gerade dasjenige, das einer im andern liebt, schätzt und verehrt, ist zugleich dasjenige, vor dem er ehrfürchtigen Abstand wahrt. Liebende Nähe und ehrfürchtige Distanz sind keine Gegensätze, sondern etwas, von dem wir auf dieser personalen Ebene ahnen, daß sie ein und dasselbe sein müssen.

Dieses innere Gesetz der Begegnung – jetzt nur in die unermeßliche Allmacht Gottes und in die Glaubensgnade hineingehoben, die er den Seinen schenkt — hat Maria von Magdala uns exemplarisch vorgelebt. Ihre liebende ‚Zudringlichkeit‘, ihr Greifen- und Umfassen-Wollen ist umschlossen von dem „Rühr mich nicht an!“ Es ist nicht so, als ob die Dynamik des liebenden Herzens damit in ihre Schranken zurückgewiesen werde, im Gegenteil, sie wird erst entbunden und beflügelt in der Kraft des Heiligen Geistes, auf die der Herr verweist, wenn er von seinem Aufstieg zum Vater spricht.

In dieser Begegnungssituation aber stehen wir: Uns ist der Herr ferngerückt, unser Gebet scheint in die ewigkeitsferne Weite gerichtet zu sein, aus der keine Antwort, sondern nur das abweisende „Rühr mich nicht an“ zurückklingt. Aber wenn wir uns in der Torheit des Herzens gleich Maria Magdalena nicht verschließen, sondern diese Torheit zum Antrieb eines noch größeren Verlangens nach dem Herrn werden lassen, dann klingt auch uns aus der nahen Ferne des ewigen Lebens der Anruf des Herrn entgegen: Du! Nicht als ob damit das Dunkel unserer Glaubenssituation ein für allemal gelichtet sei; das Wechselspiel von Ferne und Nähe, von Schweigen und Antwort, von Abweisung und Anruf, von Distanz und Vertrautheit geht weiter. Aber es ist nicht zweierlei, was da geschieht, es ist ein und dieselbe Begegnung mit dem Herrn, deren wechselseitige zeitliche Oberfläche uns dazu aufruft, immer tiefer in diese Begegnung einzudringen, um zu „schmecken und zu sehen, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem Mann, der auf ihn vertraut!“ (Ps 34, 9).